

**Ausstellung „Timimoun“ –
Siedlungen in der Sahara**

Von Hans Imesch

Das geographische Gebiet, von dem die nun in Köln gezeigte Ausstellung „Timimoun“ handelt, ist mit seiner riesigen Fläche von mehr als 30000 Quadratkilometern nur ein ganz kleiner Teil der Sahara. In ihm, lose verteilt, aber doch einen abgrenzbaren Siedlungsverband bildend, liegen 110 von rund 50000 Arabern, Berbern und Schwarzafrikanern bevölkerte Oasen.

Diese Einleitung zeigt, daß wir Mitteleuropäer, wenn wir unsere Erfahrung von „Wüste“ weiterzugeben versuchen, nach etwas Faßbarem, eindeutig Beschreibbarem greifen, daß wir die Tendenz haben, das Erlebnis des Mehrdeutigen, Widersprüchlichen, Unfaßbaren, Grenzenlosen, wie dies die Wüste zu vermitteln vermag, zu quantifizieren. Ein adäquates Bild vom Lebensraum Wüste vermitteln solche Zahlen kaum.

Die Ausstellung versucht unter anderem zu zeigen, wie es den Bewohnern der Oasen um Timimoun in der algerischen Sahara gelungen ist, mit einfachsten technischen und ökonomischen Mitteln in einem der lebensfeindlichsten Naturräume zu überleben. Die Erfahrung zeigt, daß das „Einfache“ zu erfassen, und ihm gerecht zu werden, nicht etwa einfacher ist als der Versuch, „Komplexes“ zu verstehen. Das Gegenteil schien uns – meinem Kollegen Hans-Ulrich Thomann und mir – der Fall zu sein; denn je länger wir uns mit dem scheinbar Einfachen befaßten, de-

sto mehr mußten wir feststellen, daß es so etwas wie eine Komplexität des Einfachen gibt.

Ihr Studium beschäftigte uns schließlich mehrere Jahre. Und obschon in der Ausstellung mehr als 30 erläuternde Texttafeln, mehr als 100 Regional-, Siedlungs-, Quartierpläne und Pläne von Einzelbauten, 40 Luftaufnahmen und rund 250 Photographien eine Einführung in die „einfache“ Welt Timimouns zu geben versuchen, vermittelt auch diese Schau nur einen Teil der Ergebnisse unserer Recherchen, die wiederum nur einen Teil des Erfahrungsschatzes der Einheimischen, wie man in der Wüste baut, erschließen konnten.

Daß das ausgestellte Material – bis auf die bevölkerungsstatistischen Daten und die Luftbilder aus offizieller Hand – aus eigenen Erhebungen und eigener Feldforschungstätigkeit stammt, belegt, daß das Interesse an diesem Thema erst langsam erwacht.

Wir untersuchten aber nicht nur bautechnische und wirtschaftliche Aspekte des traditionellen Bauens, sondern, eben im Sinne einer Durchleuchtung der Komplexität des Einfachen, auch die im Bauen deutlich werdenden sozialen, kulturellen, religiös-weltanschaulichen Bedingungssysteme. Dadurch vermittelt die Ausstellung schließlich ein ganzheitliches Bild des Lebens in der Wüste.

Die Ausstellung vermag aber noch mehr: Sie zieht den Besucher ein Stück weit in die Wüste hinein. Und erst mit dieser Erfahrung haben wir einen brauchbaren Maßstab, wollen wir dort etwas bewerten. Es sind die Photographien, die dem Betrachter eine ungewohnte, phantastische Welt des Lebensfeindlichen eröffnen, eine Welt, vor der wir erschreckt zurückweichen oder spüren, daß wir ihr in Faszination verfallen könnten. Beides kann uns geschehen, beides geschieht den Einheimischen nicht. Wir mit unseren Photoapparaten, Zeichenbrettern, Tonbandkoffern und anderem technischem Gerät verlieren in der Unüberschaubarkeit, der Undurchdringlichkeit der Wüste leicht den Kopf. Dort sind wir fremd, losgelöst, enturzelt. Die Einheimischen sind dort zu Hause, sie sind in natürlicher Ergänzung selber Teil der Wüste, sind so mit ihr verwachsen, eins.

In diesem Zusammenhang und im Zusammenhang mit dem Stichwort „Entwicklung“ beginnen sich uns da eine Reihe sehr schwieriger Fragen zu stellen. Wir gehen ja oft davon aus, daß dort Unterentwicklung der Status quo sei. Wenn wir aber mit einem solchen Verständnis dorthin gehen, was ist dann

unser Ziel der Entwicklung? Etwa die Entwurzelung der Einheimischen, um sie uns gleich zu machen?

Zur Beantwortung dieser Fragen, eben, was sinnvolle Ziele der Entwicklung dort sein könnten, dazu will unsere Arbeit einen Beitrag leisten. Zweck der Ausstellung ist es, daß wir hier etwas vom Dort begreifen können – meines Erachtens eine unabdingbare Voraussetzung für eine sinnvolle interkulturelle Zusammenarbeit.

Daß eine interkulturelle Zusammenarbeit notwendig ist, zeigt die Studie, denn den traditionellen Möglichkeiten sind Grenzen gesetzt, die heute zum Teil erreicht sind. Die Folgen sind Landflucht, Verstädterung, Verödung landwirtschaftlich nutzbarer Gebiete, Verlust kultureller Werte.

Anzeichen dafür sind auch in den Oasen um Timimoun zu sehen. Doch funktionieren – bis auf Timimoun selbst, den Hauptort und Spezialfall im Studiengebiet – noch heute alle diese Oasen nur infolge traditionellen Know-hows. Bemühungen von Fachleuten aus unserem Kulturkreis, dort etwas zu bauen (vor allem im Bereich des Low-cost-housing), sind bislang kläglich gescheitert oder mit großen wirtschaftlichen Verlusten bezahlt worden.

Daraus wäre zu lernen, daß das Einfache eben nur dann funktioniert, wenn man dessen Komplexität mit einzubeziehen und zu handhaben vermag. Die Einheimischen tun dies, und zwar ganz selbstverständlich. Die Ausstellung zeigt in sechs thematischen Abschnitten, wie sie das tun.

Abschnitt 1 „Existenzgrundlagen“ zeigt, daß die Einheimischen Seßhafte sind und Oasenwirtschaft betreiben; daß sie mittels Sodbrunnen oder Foggara das Grundwasser gewinnen, ihre Gärten entweder auf Sand bauen oder diese in tiefen, selbstausgehobenen Gruben anlegen, die mit dem Hochwachsen der Bäume wieder aufgefüllt werden; daß es somit Gärten gibt, in denen die Dattelpalmen selber an das Grundwasser herankommen, und solche, in denen jedem Baum das Wasser zugeführt werden muß.

Abschnitt 2 „Besiedlung“ behandelt alle Oasen in ihrer Beziehung zueinander und zur Wüste, dokumentiert, wie die Oasen früher im Wegnetz der Karawanen integriert waren, daß sie heute aber weitab von der einzigen eigentlichen Erschließungsstraße liegen, daß sie heute nur mit geländegängigen Fahrzeugen oder sogar nur zu Fuß erreichbar sind. Da die Einheimischen ihre Siedlungen eben nur da anlegen können, wo sie mit ihren Bewässe-

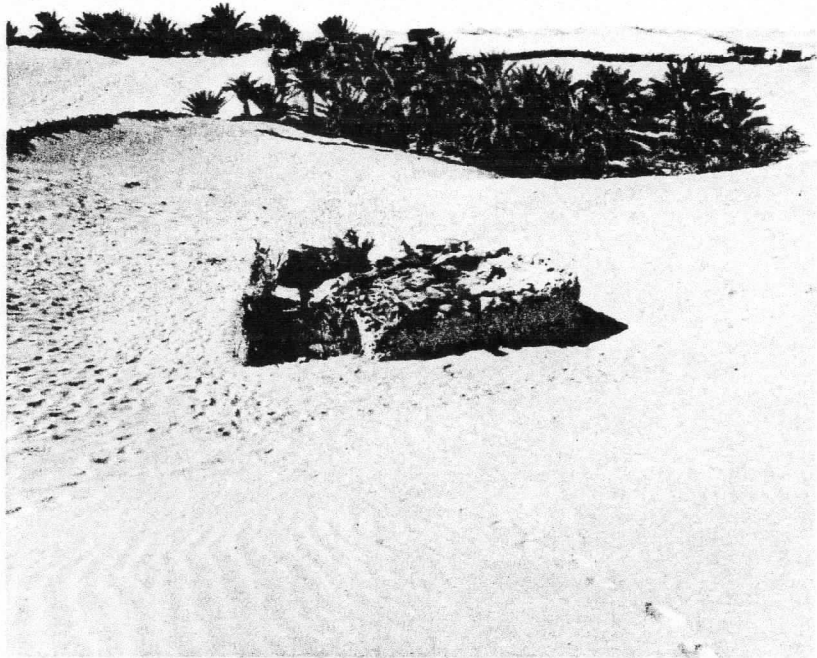


Bild 1: Oase vom dispersen Siedlungsstrukturtyp im Taghouzi, im Randgebiet der großen westlichen Sandwüste. Mehrere Siedlungseinheiten mit Ziehbrunnen, Garten, Wohnhaus, Stall und Lager bilden die gesamte Oase. Die Dünenränder werden mit Palmwedeln fixiert.



Bild 2: Oase vom kompakten Siedlungsstrukturtyp im Randgebiet der Salztonebene von Timimoun. Hier sind Garten und Bauten voneinander getrennt, möglichst kompakt und in einer zusammenhängenden Fläche, über die sich Wasserkanäle netzartig verteilen, untergebracht. Das Grundwasser wird mittels eines unterirdischen Stollens (Foggara) gesammelt.

rungssystemen an das Grundwasser herankommen, ergibt sich ein von der Geomorphologie mitbestimmtes Besiedlungsmuster; daraus wird auch ersichtlich, daß es trotz des scheinbar grenzenlos zur Verfügung stehenden Raumes (das Studiengebiet umfaßte ein Quadrat von 175 Kilometer Seitenlänge) zu relativer Gedrängtheit und Platzknappheit kommt. Dieser Abschnitt zeigt, daß die Sandwüste wächst und daß die Einheimischen sich gleichzeitig, auf ihrer Suche nach neuen Siedlungsstandorten, immer weiter in die Sandwüste vorwagen.

Der dritte Abschnitt zeigt anhand von Ruinen die Entwicklung von den ursprünglichen Flucht-, Speicher- und Wohnburgen zu den heutigen Siedlungsformen, den der vierte Abschnitt behandelt. Wir nennen die eine dispers, die andere kompakt (Bilder). Die dispersen Siedlungen finden sich vor allem im Sandmeer oder auf den Weiten des Reg, die kompakten entlang den Erosionsrändern der Schichtstufen.

Abschnitt 5 „Siedlungsbereich Wohnen“ zeigt an einem Ausschnitt aus dem Siedlungsgewebe, aus welchen Bauelementen ein Haus besteht, wie es belüftet, gebaut wird, wie sein Bezug zum Nachbarhaus ist, wie die Küche, das Bad, die Toilette funktionieren. Es wird gezeigt, daß eine subtile Hierarchie von Öffentlichkeitsgraden Privatheit regelt, daß die Häuser in der Regel eingeschossig sind, daß sie eine begehbbare, vor Nachbarblicken aber geschützte Dachterrasse haben, auf der die Familie schläft, auf der die Vorräte gesammelt liegen oder auf der auch Hühner und Ziegen hausen.

Abschnitt 6 „Versandung, Austrocknung“ zeigt, wie die Wüste die Siedlungen ständig bedroht und was die Einheimischen dagegen tun. Gegen das Versanden errichten sie zum Beispiel Zäune aus Palmwedeln. Dringt der Sand dann doch in die Gärten ein, pflanzt man junge Bäume auf einer von den großen Palmen geschützten Seite. Über Jahrzehnte wandert so der gesamte Garten langsam von der Siedlung weg und durch die Wüste. Wird diese Distanz schließlich zu groß, baut man einfach eine neue Siedlung beim Garten und gibt die alte auf.

In anderen Fällen, wo die Foggara nicht mehr unterhalten werden kann, weicht man wieder auf den Sodbrunnen aus. Damit einher geht dann auch eine Wandlung vom kompakten zum älteren dispersen Siedlungstyp.

„Versandung, Austrocknung“ aber schließt nicht mit einer apokalyptischen Zukunftsvorhersage, sondern mit ei-

nem Ausblick auf das, was wir als eine mögliche künftige Siedlungsform betrachten. Es handelt sich um eine Mischform aus kompakter und disperser Bauweise, die in einem Fall von den Einheimischen bereits realisiert wird. Wir vermuten, daß gerade hier eine entwicklungsfähige Mutation der traditionellen Siedlungsstrukturen vor sich geht, die – durch den Einbezug des Know-how von Wissenschaftlern aus unserem Kulturkreis – ein Siedlungsganzes ergeben könnte, das sich wo-

möglich auf ein ökonomisch adäquates, ökologisches Gleichgewicht einpendelt.

Die Ausstellung, bisher an mehreren Orten in der Schweiz und in Berlin gezeigt, ist (bis zum 24. August) im Kölner Rautenstrauch-Joest-Museum für Völkerkunde zu sehen.

Hans Imesch ist Architekt und analytischer Psychologe in Zürich. Sein Interesse gilt schwierigen, komplexen und neuartigen Aufgaben in Architektur, Städtebau und Planung.

